

Das ganze Gestern soll es sein

VON OLIVER REINHARD

Sie sind fast 75 Jahre alt, die letzten Worte von Otto Kastner. „Ich halte Euch in meinen Armen und küsse Euch, meine wundervollen Lieben, meine Lexi und mein Sohn.“ Der ehemalige Dresdner Schularzt war Jude und deshalb 1933 von den Nationalsozialisten aus dem Amt gejagt worden. Nun, im Februar 1938, saß Kastner wegen angeblicher „Rassenschande“ im Zellenstrahl der Haft-, Gerichts- und Hinrichtungsstätte am Münchner Platz. Doch der 57-Jährige besaß nicht mehr die Kraft, auf seine Anklage und Verhandlung zu warten, an deren Ausgang er keinen Zweifel hatte. „Lebt wohl!“, schrieb er, und „vergebt mir. In wahrer Liebe, Euer Otto.“ Kurz darauf nahm sich Kastner in seiner Zelle das Leben.

Der Abschiedsbrief des Arztes, ein Foto mit Sohn und seine Kurzbiografie sind nun öffentlich einsehbar, nur wenige Meter entfernt von jenem Ort, an dem Otto Kastner aus dem Leben ging – das Wort „freiwillig“ wäre indes fehl am Platz. Es sind nur drei Zeugnisse von 700 Exponaten der neuen Dauerausstellung in der Gedenkstätte Münchner Platz Dresden, die Dienstag kommender Woche eröffnet. Sie ist überhaupt die erste Dauerschau zur überaus komplexen Geschichte dieser Adresse seit 1996, als die nur leicht überarbeitete Gedenkstätte aus DDR-Zeiten endgültig geschlossen und umgestaltet wurde. Unter dem Dach der Stiftung Sächsische Gedenkstätten hatte man sich seither mit Provisorien beholfen, mit Wechselausstellungen zu Einzelkapiteln der Biografie des historischen Ortes. An eine Gesamtschau war nicht zu denken. Nicht mit 1,5 Personalstellen. Nicht mit 180 000 Euro Budget.

Eine Art „Konjunkturprogramm“ von Bund und Freistaat in Höhe von über einer Million Euro machte den Neustart schließlich doch möglich. So konnte man dank der Abtretung einiger Lagerräume seitens der TU Dresden die Ausstellungsfläche um das Zweieinhalbfache auf 300 Quadratmeter erweitern und einen neuen und würdigen Eingangsbereich schaffen. Wer den Komplex besuchen will, muss nicht länger über den Hinterhof kurven – das Hauptportal öffnet sich jetzt direkt zum Münchner Platz. Der Zugang ist dabei höchst ansprechend designt; das Wort „einladend“ ist hier keineswegs fehl am Platz. Der Eindruck lichter und transparenter Klarheit setzt sich im Inneren fort, wo die Historiker der Gedenkstätte zusammen mit dem Berliner Gestaltungsbüro Gewerk optisch wie inhaltlich und didaktisch ausgezeichnete Arbeit geleistet haben. Das Kalkweiß der Wände ist nur unterbrochen vom Dunkelrot einiger Klinkerfassungen an den Säulen, Schauhänge und Vitrinen sind in abgestuften Grautönen gehalten. Gleich im Ersten Ausstellungstrakt schweben gewissermaßen einige „Aktenregale“ auf halber Höhe; eine überzeugende Lösung fürs Präsentieren derart gewichtiger Inhalte.

Birgit Sack leitet die Gedenkstätte seit 16 Jahren und wirkt wie jemand, der endlich an einem Ort angekommen ist, wie er ihn sich lange gewünscht hat. „Nach Jahren der Recherche und der Forschung sind wir nun in der Lage, mit der neuen Dauerausstellung die ganze Bandbreite der Verfolgung während des Nationalsozialismus zu behandeln als auch die lange verschwiegene Weiternutzung des Ortes während der sowjetischen Besatzungszeit und der frühen DDR“, sagt Frau Sack. „Mit der Aus-

Gericht, Gefängnis, Hinrichtungs- und Gedenkstätte: Am Münchner Platz in Dresden eröffnet Dienstag die erste Dauerschau über die Geschichte des Ortes von 1933 bis 1996.



Die Zeugen Jehovas galten zur NS-Zeit und in der DDR als Staatsfeinde. Viele wurden verhaftet. Einer von ihnen erhielt heimlich religiöse Schriften – in einer Walnuss. Fotos: StSG (3)

stellung kann die Geschichte des Justizmissbrauchs in Dresden jetzt erstmals umfassend erzählt werden.“

Diese beginnt bald nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933, die auch am Münchner Platz Gegner und Kritiker vor Gericht stellten. In den Vierzigern verurteilten hier der berüchtigte Volksgerichtshof, das Sonderge-

richt Dresden und das Oberlandesgericht Posen tschechische, polnische und deutsche Widerstandskämpfer in der Regel zum Tode. Das örtliche Landgericht führte zudem Verfahren gegen „Rassenschänder“ wie den jüdischen Arzt Otto Kastner durch. Ebenso gegen „Feindradiohörer“ und Menschen, die Kontakte mit Kriegsgefangenen pflegten. Seit 1936 fungierte der Münchner Platz als eine zentrale Hinrichtungsstätte des Regimes. Zwei Drittel der über 1 300 Todesopfer der NS-Justiz am Münchner Platz – über die Hälfte davon „Politische“ – waren Tschechen. Die Schau dokumentiert diese Zeit, indem sie „zwischen beiden Polen vermittelt“, wie Birgit Sack sagt: „Zum Einen schildern wir die historischen Hintergründe, die wir zum anderen durch exemplarische Biografien veranschaulichen.“ Damit beschreitet man nun auch in Dresden jenen didaktischen Weg, den die Gedenk-Stiftung auch in Torgau und Bautzen erfolgreich geht.

Nach Kriegsende nutzte die Sowjetische Militäradministration den Bau für Militärtribunale und als Gefängnis. Man verhandelte gegen NS-Funktionäre und-Kriegsverbrecher, aber ebenso tatsächliche und angebliche Gegner des neuen Systems. Auch ohne Beweise oder Geständnisse wurden viele zu langen Haftstrafen oder zum Tode verurteilt. Die deutsche Justiz hielt hier ebenfalls Gericht. Das bemerkenswerteste und in allen Besatzungszonen mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Verfahren war 1947 der „Dresdner Ärzteprozess“ des Landgerichts gegen Ex-Angehörige der „Euthanasie“-Tötungsanstalt auf dem Pirnaer

Sonnenstein. Das Prozedere genügte allgemeinen rechtlichen Standards durchaus, und die Richter fällten ihre Urteile auf Basis eindeutiger Beweise. Nach Gründung der DDR änderte sich dies endgültig. Von 1952 bis 1956 war der Münchner Platz zentrale Hinrichtungsstätte des SED-Regimes. Sämtliche 83 Todesurteile dieser Zeit wurden hier vollstreckt. An NS-Verbrechern

und Mördern, abtrünnigen Stasi-Mitarbeitern, führenden Köpfen des Volksaufstands von 1953, vermeintlichen und eingebildeten West-Spionen und Oppositionellen. Bis das Gebäude im Jahr 1957 der Technischen Universität übergeben, umgestaltet und umfunktioniert wurde: zur „Gedenkstätte des Antifaschistischen Widerstands“.

Ihr widmet die neue Dauerschau ein eigenes Kapitel und zeigt damit, wie das Gedenken selbst zu Geschichte und in einer Gedenkstätte verhandelt werden kann. Zunächst hatte die Institution der DDR-Zeit keinen musealen, vielmehr ausschließlich memorialen Charakter. Ihr Titel gab die Funktion vor: Unter weitestgehender Ausklammerung aller anderen Opfergruppen wie etwa die des jüdischen Arztes Otto Kastner gedachte man hier vor allem bei großen und kleinen öffentlichen Veranstaltungen nur der kommunistischen und sozialistischen NS-Gegner. Für Schüler war ein Besuch verpflichtend, für „Jugendstunden“ bot die Gedenkstätte zwei Vortrags-Themen an: „Unsere Zeit, in der wir leben“ hieß die eine, die andere „Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen“.

Auch das 1985 gegründete „Museum des Antifaschistischen Widerstands“ hatte die Aufgabe, das System zu legitimieren, wie letztlich jede Gedenkstätte, also auch die heutige. Mit dem Unterschied, dass man damals den Sozialismus propagierte und heute eine pluralistische Demokratie, in deren Geschichtsbild die Opfer des kommunistischen Widerstands ihren selbstverständlichen Platz haben; als eine von mehreren Opfergruppen. „Wir arbeiten nicht im Geist der frühen Neunziger mit ihrer antikommunistischen Bilderstürmeri“, sagt Birgit Sack. „Natürlich würdigen wir den kommunistischen Widerstand, aber wir stellen ihn sozusagen vom Kopf auf die Füße und zeigen ihn als Werk von Menschen, nicht von idealisierten Helden.“

Die neue Dauerschau vermittelt ein breites Verständnis von Widerstand. Dazu gehört neben dem mutigen Festhalten an politischen Überzeugungen ebenso das Trotzedem-Festhalten von „Rassenschändern“ an ihren Ehepartnern und von Gläubigen an ihrer Religion. Etwa den Zeugen Jehovas, die vor und nach 1945 verfolgt wurden: Eine halbierte Walnuss mit einem hineingequetschten Zettel zeigt, wie diese „Agenten des Imperialismus“ sich heimlich religiöse Schriften zukommen ließen. Besonders pikanter „Gast“ der Schau: Martin Mutschmann. Der Sächsische NS-Gauleiter und Kriegsverbrecher wurde 1946 von einem Moskauer Militärgericht unter Ignorierung jeglicher Verfahrensstandards zum Tode verurteilt und im Folgejahr erschossen. Mit anderen Worten: Selbst dieser Täter endete als Opfer einer Unrechtsjustiz.

Was Mutschmann gleichwohl mitnichten auf eine Stufe stellt mit Opfern wie Otto Kastner und dessen Frau. Im Abschiedsbrief hatte der Arzt seine Gattin dringend gebeten, mit dem Sohn das Land zu verlassen. Hans Werner Kastner ist die Flucht tatsächlich gelungen. Seine Mutter Alexandrine aber blieb. 1942 wurde sie im Konzentrationslager Treblinka vergast.

Die Gedenkstätte Münchner Platz befindet sich im Schumann-Bau der TU Dresden. Am Dienstag öffnet dort die neue Dauerausstellung zur Geschichte der Unrechtsjustiz an diesem Ort. Geöffnet ist sie Mo. bis Fr. von 10 bis 16 Uhr, Sa. und So. von 10 bis 18 Uhr. Der Eintritt ist frei.



Otto Kastner (l.) wurde 1938 wegen „Rassenschande“ verhaftet und nahm sich in einer Zelle am Münchner Platz das Leben. Sein Sohn Hans-Werner konnte fliehen, Gattin „Lexi“ wurde 1942 im KZ ermordet.



Blick in die neue Dauerausstellung der Gedenkstätte. Hier werden die historischen Hintergründe der Unrechtsjustiz zwischen 1933 und 1957 vermittelt und anhand von Biografien veranschaulicht.

Jauchzet, frohlocket

Derzeit erklingt überall das Weihnachtsoratorium von Bach. Dabei ist das Werk gar nicht für den Advent geschrieben worden.

VON DAVID BUSCHMANN

Alle Jahre wieder ... ob in den kleinen Gemeinden oder in den großen Stadtkirchen ist es Zeit für das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach. Wohl gibt es viele solcher Oratorien für die hohe Zeit, doch das vom ehemaligen Thomaskantor ist das bekannteste und beliebteste. Gut 100 Aufführungen stehen in diesen Tagen in Sachsen als fester Bestandteil des adventlichen Konzertprogrammes an – dabei ist dieses Werk gar nicht für den Advent geplant gewesen.

Ursprünglich hatte Bach die sechs Kantaten für die drei Weihnachtsfeiertage 1734 sowie Neujahr, den Sonntag nach Neujahr

und den 6. Januar 1735 geschrieben. Zum einmaligen Gebrauch, wie es üblich war. Und nach der Uraufführung der einzelnen Teile durch die Thomaner in den sechs Gottesdiensten in der Nikolaikirche und der Thomaskirche geriet das Werk gut hundert Jahre in Vergessenheit. Die handschriftliche Partitur erbte Bachs Sohn Carl Philipp Emanuel – so kam das Werk zur Singakademie nach Berlin. Diese war es auch, die das Oratorium 1857 wiederentdeckte. Sie führte es aber nicht mehr als Part des Gottesdienstes, sondern als adventliches Konzert auf. Dennoch stand das „WO“, wie Insider das Werk nennen, weitere 100 Jahre im Schatten der anderen großen Passionen Bachs. Erst nach und nach wurde es häufiger musiziert und erzielte schließlich ab der Mitte des 20. Jahrhunderts im Zuge der kirchenmusikalischen Erneuerungsbewegungen eine große Breitenwirkung.

Die biblische Weihnachtsgeschichte bildet das Gerüst der sechs Teile. Der Evangelist erzählt die Geschichte von Jesu Geburt bis zu den drei Weisen, während der Chor und die Solisten in verschiedene Rollen als Engel, Hirten, Maria oder Herodes schlüp-

fen, die Handlung kommentieren und Gefühle der einzelnen Personen ausdrücken. Für die Kommentare nutzte Bach keine Bibeltexte, sondern ließ diese neu schreiben. Die Schriften der Bibel sind teils schwer zu verstehen, doch die Freude der Maria über das Kind und die Angst, dieses wieder zu verlieren, ist jedem verständlich. Bach verband die Geschichte mit Gefühlen, um die Bedeutung dieser erfahrbar zu machen. Er schrieb quasi einen musikalischen Gottesdienst.

Viele Chöre und Arien sind jedoch nicht neu komponiert, Bach zitierte sich selbst. So dienten ihm drei Geburtstagskantaten für das Dresdner Königshaus als Vorlage. Der berühmte Beginn „Jauchzet, frohlocket“ hieß einmal „Tönet, ihr Pauken! Erschallet, Trompeten“ – deshalb setzen die genannten Instrumente auch im Weihnachtsoratorium in dieser Reihenfolge ein.

Nicht Faulheit war der Grund, sondern der Wille, seine Musik zu erhalten. Nach einmaliger Aufführung der Geburtstagskantaten in Dresden wären diese zu Lebzeiten Bachs nie wieder erklingen. Das Wiederverwenden eigener Werke war im Ba-

rock übliche Praxis. Die Themen sind zudem noch sehr ähnlich. In den alten Kantaten ging es ebenfalls um die Geburt und Huldigung eines Königs. So wurde aus dem Wiegenlied für einen mythologischen Göttersohn eines für das Christuskind.

Eine bloße Kopie wäre einem Genie wie Bach jedoch nicht gerecht geworden. Er passte die Musik den neuen Texten in Emotionen, Instrumentation und Tonart an. Interessant ist, dass noch Mitte des 20. Jahrhunderts führende Musiker die nicht-originiäre Entstehungsweise des Weihnachtsoratoriums als peinlich empfanden.

Was Bach 1734 schuf, sind nicht nur einige seiner gut 200 Kantaten. Es sind musikalische Besonderheiten, die von höchstem künstlerischen Können zeugen und durch ihre Aussage – der Freude über den geborenen Heiland – jedes Jahr neu besinnlich auf das Weihnachtsfest einstimmen: „Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage.“

CD-Tipp: Neu ist eine Live-Gesamtaufnahme des Weihnachtsoratoriums mit dem Kammerchor und dem Ensemble der Frauenkirche unter der Leitung von Kantor Matthias Grünewald bei Berlin Classics (Edel) erschienen.

Viele Chöre und Arien hat Bach nicht neu komponiert. Er zitierte sich selbst.